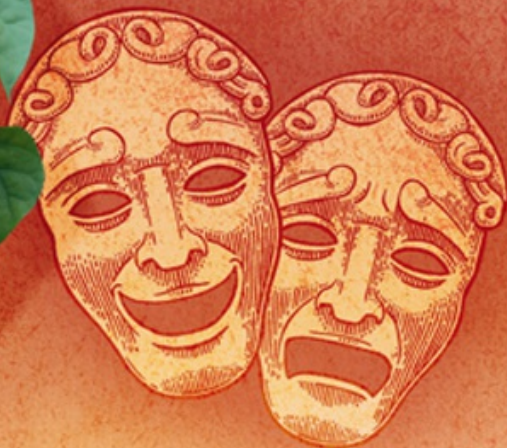
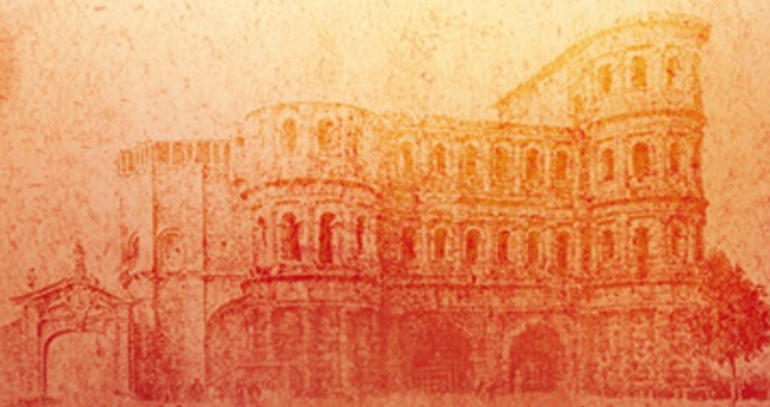


dot
books



BEATE SCHAEFER

Die
G
Geliebte
des
B
Bischofs



HISTORISCHER ROMAN

Blick des Mannes so intensiv, als könne sie ihn auf der Haut spüren. Ein Schauer überlief sie, aber es war ein warmer Schauer, sinnlich und gleichzeitig ein wenig bedrohlich. Ihr Körper reagierte auf das warme, mit ätherischen Ölen angereicherte Wasser mit einer entspannten Erregtheit, die durch die Erinnerung an die dunklen Augen des Fremden noch verstärkt wurde. Wasser plätscherte leise, wenn Marcia ein Knie anzog oder eine Hand auftauchen ließ, um die Zartheit eines Rosenblattes zwischen den Fingern zu spüren. Unwillkürlich seufzte sie und strich mit einer Hand über ihre Brüste, die auf die Berührung sofort reagierten. Lust keimte in ihr auf, eine Lust, wie sie sie seit Monaten, ja vielleicht seit Jahren nicht mehr empfunden hatte. Ein sehnsüchtiges Verlangen, sich hinzugeben, ausgelöst von einem Blick, einer kurzen Begegnung. Sein Haar – ob sich die kurzen dunklen Locken wohl so weich anfühlten, wie sie wirkten? Sein Mund – streng und doch leidenschaftlich? Marcia stöhnte leise, während sie sanft eine Brustknospe massierte und mit der anderen Hand zwischen ihre Beine glitt, wie sie es oft tat, wenn sie badete. Nur dass es heute anders war als sonst; sie glühte und die Befriedigung war heftiger als erwartet, und doch blieb ein vages Unerfülltsein zurück; die unbestimmbare Sehnsucht, die sie seit der Begegnung mit dem Fremden erfüllte, war um keinen Deut schwächer geworden.

Als sie später angekleidet und frisiert ins Tablinum kam, wartete der Junge, den sie losgeschickt hatte, die Identität des Mannes zu klären, bereits auf sie.

»Nun, was hast du herausgefunden, Dexter?«, fragte sie gespannt.

Der Knabe verneigte sich und antwortete: »Es ist Britto, Bischof von Treveris. Seine Begleiter waren die Presbyter Vallio und Pelagius sowie der Diakon Secundus ...«

»Das interessiert mich nicht«, unterbrach ihn Marcia ungeduldig. »Bischof«, wiederholte sie. »Dann ist er also ein Christ?«

»Der oberste Priester«, erklärte Dexter mit niedergeschlagenen Augen leise, weil er weiteren Tadel fürchtete.

Doch Marcia wollte noch mehr wissen. »Sprich lauter! Ist er verheiratet?«

»Der Oberpriester der Christen lebt allein, Herrin.«

»Ach! Ist er verwitwet?«

Der Knabe schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube, Florus hat mal erzählt, dass Christen nicht heiraten sollen oder nur, wenn es gar nicht anders geht.«

»Wenn es gar nicht anders geht? Was meint er damit?«

Dexter grinste. »Ich weiß nicht genau. Florus hat so gemacht.« Der Junge formte mit den Fingern eine obszöne Geste.

»Dexter!«, rief Marcia, mehr amüsiert als schockiert.

Ermutigt, weil er sah, wie sich ihre Laune hob, bemerkte er altklug: »Ich glaube, Christen sind einfach dumm!«

Marcia gab ihm einen Nasenstüber, doch sie musste lachen. »Nein, dumm ist er sicher nicht«, sagte sie und murmelte nachdenklich: »Bischof Britto. Ein Priester ... ein Christ ... und ein Mann!« Sie lächelte und hob energisch das Kinn, ehe sie sich abrupt umwandte und den Raum verließ.

Dexter rannte ihr hinterher und zupfte sie an der Tunica. Marcia hielt inne. »Was ist denn noch?«, wollte sie wissen.

»Ich habe mir eine Melodie ausgedacht«, verkündete der Kleine stolz. »Darf ich sie dir vorspielen?«

Sie seufzte. Eigentlich stand ihr der Sinn nicht nach kindischen Kompositionsversuchen, aber der Junge hatte ihr gerade einen großen Gefallen getan, und sie war in bester Stimmung. »Warum nicht«, gab sie nach und kehrte ins Tablinum zurück. »Spiel!«

Dexter, der seine Flöte immer dabei hatte, holte sie aus ihrem Futteral, stellte sich in Positur, spielte ein paar Töne, um die Finger gelenkig zu machen, und dann verkündete er: »Jetzt geht es los.«

Marcia lächelte und hörte zu. Es war eine nette kleine Melodie im Tanzrhythmus, einfach, aber absolut nicht kindisch. Als der Junge geendet hatte und hoffnungsvoll zu ihr aufsah, lobte sie ihn. »Nicht übel, Dexter.« Seine Augen strahlten. Dann kam ihr eine Idee. »Hast du sie denn auch notiert?«

Der Knabe sah beschämt zu Boden und sagte leise: »Kann ich doch nicht.«

»Na gut«, meinte sie. »Hol ein Wachstäfelchen, dann schreiben wir deine Melodie zusammen auf.«

Dexter rannte davon und kehrte gleich darauf mit einem Diptychon und einem Griffel zurück.

»Spiel mir die ersten Töne vor«, befahl Marcia.

Dexter spielte.

»Und jetzt komm her.« Der Junge folgte. »Schau, diese Buchstaben hier stehen für die Töne, die du gespielt hast.« Sie schrieb eine griechische Buchstabenfolge auf. »Und nun kommt das Wichtigste. Deine Töne sind ja nicht alle gleich lang. Deshalb gibt es Zeichen, die du über diese Buchstaben schreibst, um anzudeuten, wie lang der Ton gehalten wird.« Sie kratzte eine waagerechte Linie über einen der Buchstaben. »So zum Beispiel. Und wenn zwei Töne gebunden werden sollen, machst du einen Bogen unter die Buchstaben. Versuch es mal.«

Dexter nahm den Griffel und kratzte einen Bogen unter zwei Buchstaben.

»Wenn du die Töne jetzt spielst, musst du sie binden«, sagte Marcia.

Dexter spielte die Tonfolge noch einmal, diesmal mit Bindung. »Das gefällt mir aber nicht«, maulte er.

Marcia lachte. »Dann wisch es einfach wieder aus. Aber ich muss dich jetzt mit deiner Komposition alleinlassen, denn ich habe noch andere Dinge zu tun, als dir beizubringen, wie man Töne aufschreibt.«

»Und der Rest der Melodie?«, fragte Dexter enttäuscht.

»Morgen«, versprach Marcia. »Morgen machen wir weiter.«

KAPITEL III

Acilius streifte seine Holzpantinen ab, nahm Anlauf und sprang, indem er sich die große Nase zuhielt, ins kalte Wasser des Frigidariums, obwohl das eigentlich nicht erlaubt war. Als er wieder auftauchte und zum Beckenrand schwamm, sah er auf die Füße und die behaarten dünnen Beine des *Tribunus voluptatum*, Viventius, zuständig für die Spiele und nie abgeneigt, einen geschäftlichen Termin in die Thermen zu verlegen.

»Feigling«, rief Acilius ihm zu. »Spring rein!«

»Nein, das werde ich nicht tun«, erwiderte Viventius, der um einiges jünger war als der Schauspieldirektor, und ging, so würdevoll es ihm seine Nacktheit gestattete, in Badepantoffeln aus Hirschleder zur Treppe. Dort stellte er die edlen Schlappen, die eine Korksohle besaßen und mit Filz gefüttert waren, sorgsam an den Rand des Beckens, und stieg daraufhin zögerlich die Stufen hinunter ins Wasser. »Pfui, ist das kalt«, schimpfte er. »Ich werde mich nie daran gewöhnen.«

»Aber es ist gut für dich«, grinste Acilius.

»Wie kann etwas gut sein, was meine Männlichkeit auf ein Minimum reduziert?«, fragte der städtische Beamte pikiert. »Ich glaube jedes Mal, er erholt sich nie wieder.«

»Und wirst jedes Mal eines Besseren belehrt«, gab Acilius zurück, breitete die Arme aus, hielt sich mit beiden Händen am Beckenrand fest und trat Wasser, um nicht kalt zu werden. Viventius tat es ihm nach. Kurz darauf stiegen sie rasch und leicht fröstelnd aus dem Becken. Um diese frühe Uhrzeit war in den Thermen wenig los. Ein paar einsame nackte Gestalten saßen im Sudatorium und schwitzten, von den drei Masseuren hatte nur einer zu tun, und jedes Geräusch, seien es Schritte oder Stimmen, hallte von den hohen, marmorverkleideten Kuppeln wider. Acilius und sein Begleiter wickelten sich in vorgewärmte Tücher und ließen sich auf den großzügigen Klinen in einem der beheizten Ruheräume nieder. Sie waren allein hier, nur ein Diener wartete auf ein Zeichen, um Erfrischungen zu bringen. »Willst du etwas?«, fragte Acilius den Tribun. »Ich lade dich ein.«

»Dann etwas Warmes«, sagte Viventius. »Ich spüre, dass ich mich erkältet habe.«

»Quatsch«, meinte Acilius, winkte aber einem Sklaven und bestellte ein warmes Holunderwasser. »Für mich auch. Kann ja nichts schaden.« Er machte es sich bequem und genoss das Prickeln in seinen alten Beinen, als sein Körper auf die starken Reize von Kälte und Wärme mit vermehrter Durchblutung reagierte. »Ah, tut das gut«, seufzte er und hob ein Bein, um eine dicke Krampfader zu begutachten. »Stell dir vor, du bist Christ und darfst die Thermen nicht mehr besuchen!«

Viventius kicherte. »Das wäre mein Untergang. Ist es wirklich wahr, dass sie sich nicht waschen?«

»Sie sollen ihren nackten Körper nicht anschauen oder berühren und schon gar nicht den eines anderen. Es ist Sünde, sagen sie, und alles, was sie Sünde nennen, ist verboten.«

»Na, dann werden sie ja bald ausgestorben sein«, scherzte Viventius.

Acilius grinste. »Ich sage dir, ich habe Christen getroffen, die stanken wie ein Eselsfurz.«

»Dann können wir froh sein, dass sie sich hier nicht herumtreiben.« Viventius kicherte erneut. »Dieser Schauspieler da, dieser Favor ...«

»Der sich jetzt Qodvoldus nennt ...«

»Und daher demnächst ebenfalls stinken wird wie der Furz eines Esels«, ergänzte Viventius, »also, dieser Schauspieler ist laut einem Erlass unseres gnädigen, allzu christlichen Kaisers von seinen Diensten befreit. Der Bischof hat mich bereits letzte Woche informiert; Qodvoldus untersteht ab sofort der Kirche; wir haben keinen Zugriff mehr auf ihn.«

Acilius seufzte. »Hab ich mir fast gedacht. Es ist ein Elend. Früher durften sich Schauspieler allerhöchstens auf dem Sterbebett taufen lassen. Schließlich hatte der Kaiser ein Interesse daran, dass die Spiele stattfanden.«

Viventius nickte. »Seit Gratian unter der Fuchtel dieses Ambrosius steht, wird für die Spiele alles immer schlechter.«

»Dabei gehen die Leute doch ins Theater!«, bemerkte Acilius. »Vorige Woche war es voll. Keine Maus hätte mehr reingepasst. Auch Christen gehen ins Theater ...«

»Und dann gehen sie in die Kirche, werden von ihrem Oberpriester beschimpft und mit Höllenqualen bedroht, bis sie schwören, nie wieder ein Theater zu betreten. Alles wird ihnen verziehen, wenn sie dafür ordentlich was in den Kirchensäckel einbezahlen«, spottete Viventius, doch gleich darauf wurde er ernst. »Aber wir haben wirklich Probleme. Kaum ein Magistrat findet sich noch bereit, Spiele zu finanzieren, abgesehen von den paar, die von Staats wegen noch stattfinden. Kein Mensch mag noch irgendetwas für das Gemeinwesen tun! Je christlicher der Kaiser, desto weniger Bürger haben Lust, eine zivile Laufbahn einzuschlagen. Sie lassen sich lieber taufen, wenden sich vom öffentlichen Leben ab und verwalten stattdessen ihren Gott.«

Acilius lachte, dass es von den Marmorwänden widerhallte. »Und verwalten stattdessen ihren Gott! Das hast du schön gesagt, Viventius.«

»Ist doch wahr«, schmollte der Tribun geschmeichelt. »Außer den Bäckern, denen es verboten ist, vor ihrem Sterbetag Christen zu werden, den Göttern sei Dank, gibt es kaum noch jemanden, der sich nicht auf diese Weise seinen Pflichten als Bürger entziehen könnte. Und wenn sie dann getauft sind, denken sie nur noch ans Himmelreich. Das Leben hier auf dieser armen, schönen Erde ist ihnen egal. Entweder werden sie gleich Einsiedler und hungern sich zu Tode, oder sie ergattern eines dieser unzähligen Pöstchen, die um die Kirche und den Bischof herum entstanden sind.«

»Und wovon leben sie?«

»Von reichen Witwen. Schenkungen. Die Kirche besitzt mittlerweile einen unermesslichen Reichtum, der sich selbst multipliziert. Landgüter, Stadthäuser, Weinberge, Schiffe, Gold, Edelsteine. Und die Mitglieder der Kirche kümmern sich nur noch darum, diesen Reichtum zu erhalten und immer weiter zu vermehren. Ihre Arbeit fällt für das

Gemeinwesen aus. Sie zahlen keine Steuern mehr, sind vom Militärdienst befreit. Die Kirche ist ein Staat im Staat geworden. Und irgendwann, Acilius, irgendwann werden wir einen Staat haben, in dem der Bischof der Kaiser ist und umgekehrt. Einen Gottesstaat, und für unsereinen ist darin kein Platz mehr.«

Acilius schauderte bei dem Gedanken. »Kaiser Valentinian war anders. Er hat die Spiele noch besucht, war im Circus und manchmal auch bei uns. Und unter Julian ...«

»Ich war damals noch zu jung, aber ...«, fiel ihm Viventius ins Wort und schaute sehnsüchtig auf ein Deckenmosaik: Amor auf einem von Delphinen gezogenen Wagen, umgeben von Meeresgetier – unzähligen Fischarten, Muscheln, einem riesigen Oktopus.

»Für drei kurze Jahre ging es uns damals gut«, sagte Acilius wehmütig. »Drei kurze Jahre war die Welt wieder in Ordnung, waren die Götter wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, die Tempel geöffnet, die Theater bespielt ... Wir dachten damals alle, jetzt bricht eine neue, glückliche Zeit an. Und dann ...«

»Es sollte wohl nicht sein«, ergänzte der Tribun. »Du wirst dir trotzdem einen neuen Hauptdarsteller suchen müssen, Acilius.«

»Ja, noch spielen wir. Weißt du, Viventius, wir spielen jetzt, seit die Menschheit zurückdenken kann. Seit es Menschen gibt, gibt es Theater. Ich jedenfalls glaube das. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass wir jemals aufhören werden.«

»Ich weiß nicht«, bemerkte Viventius zweifelnd. »In einem christlichen Gottesstaat gäbe es für das Theater keinen Platz. Man würde es einfach verbieten, denke ich.«

»Nun, falls das eintreten sollte, dann bitte erst nach meinem Ableben«, antwortete der alte Schauspieler und schüttelte sich. »Ich werde nach Mogontiacum reisen. Dort werden sie mir hoffentlich einen ihrer Darsteller abgeben können. Kennst du deinen dortigen Kollegen?«

»Ja. Dillius Vocula. Ich werde dir einen Brief für ihn mitgeben. Wann willst du aufbrechen?«

»Übermorgen.« Acilius setzte sich auf den Rand seiner Kline und ließ müde Kopf und Schultern hängen. »Die Zeiten sind hart, Viventius, verdammt hart.«

»Wem sagst du das«, seufzte der Tribun. Er stand auf. Wo er gelegen hatte, zeigte das rote Polster der Kline einen nassen Fleck. Er wickelte sich aus dem feuchten Tuch und ließ es einfach fallen, wo er stand. Ein Sklave, der gelangweilt an einem Pfeiler gelehnt hatte, kam gemächlichen Schrittes herüber, hob es auf und trug es weg. »Lass uns gehen, Acilius«, sagte Viventius. »Mir wird kühl. Ich spüre schon, wie es in der Nase kitzelt.«

»Du bist ein Hypochonder, mein Freund«, gab der Mime zurück, lächelte und legte Viventius die Hand auf die Schulter. »Aber es ist immer nett, mit dir zu plaudern. Meinen Brief bekomme ich wann?«

»Morgen«, versprach der Beamte. »Am Nachmittag kannst du ihn samt Geld abholen lassen.«

»Ich danke dir.«

Die beiden Männer gingen in den angenehm temperierten Ankleideraum, und wenig später trennten sie sich am Eingang der prächtigen Säulenhalle, die den Thermen vorgelagert war. Die Sonne schien, es war weniger schwül als am Vortag, und Acilius fühlte sich jetzt doch erfrischt nach dem Bad. Er wählte nicht die lärmende Hauptstraße